

„Gaddafi wird uns alle in die Luft jagen“

SPIEGEL-Redakteur Joachim Hoelzgen über die Raketenangst auf der Ferieninsel Lampedusa



Badegäste in der Karnickelbucht von Lampedusa: Europas gefährlichster Strand

Die Landschaft könnte den Hintergrund zu einem Film von Buñuel darstellen: ein baumloses Plateau, bewachsen mit vertrockneten Disteln; okkerfarbenes Gestein aus Kalk; Ziegen, die vertilgbare Sträucher suchen; ein kontrastloser Horizont.

Im Westen dagegen die Dramatik einer Argonauten-Szenerie: felsiges Geröll, von der Brandung im Lauf der Jahrtausende terrassenförmig aufgeschichtet; eine Bucht in Form eines Amphitheaters, in der die Dünung, scheinbar wie in Zeitlupe, auf einem weißen Sandstrand ausrollt.

Der Einschnitt, „Baia dei Conigli“ (Karnickelbucht) genannt, zählt zu Europas schönsten Badeplätzen. Er liegt neben dem Kap von Ponente auf der elf Kilometer langen und drei Kilometer breiten Insel Lampedusa – Italiens südlichsten Strand- und Felseneiland. Die arabische Metropole Tunis befindet sich 250 Kilometer nordwestlich der Insel. Nach Malta ist es näher als nach Agrigento auf Sizilien, von wo aus Lampedusa mitverwaltet wird.

Hier, nicht weit von Nordafrika, ist das Wasser smaragdgrün, noch bis zu 50 Meter Tiefe ist der Meeresgrund erkennbar. Gauklerisch reflektiert die Karnickelbucht das Traumbild eines Hochglanzprospekts. Braungebrannte Obenohre-Mädchen räkeln sich am Ufer. Der unterseeische Sand wirkt weich wie Watte. Windsurfer durchschneiden die Wasseroberfläche, ein weißes Sonnensegel spendet den einzigen Schatten.

Kaum zu glauben, daß in der Karnickelbucht die Angst umgeht. Die Badegäste diskutieren nur das eine Thema – wie wahrscheinlich wohl ein Raketenangriff aus dem Süden sein könne.

Denn dort, jenseits der azurblauen Meeresstraße, fast an der Grenze zu Tunesien, steht die libysche Raketenbatterie von Bu Kammash. Sie macht die Karnickelbucht zum unfreiwilligen Schnittpunkt des Konflikts zwischen der Supermacht Amerika und Libyens Staatschef Muammar el-Gaddafi und damit zum gefährlichsten Strand des Mittelmeers.

Daß sich etwas zusammenbraute vor der Küste, ging den 4800 Lampedusern bereits Ende März auf. Orazio Brischetto, der zweite Koch des Hotels Baia Turchese, hatte frühmorgens das spektakuläre Schauspiel des größten Flottenaufmarsches in der Geschichte des Mittelmeers beobachtet: Drei US-Flugzeugträger, die „Coral Sea“, die „Saratoga“ und die „America“, flankiert von Raketenkreuzern, hatten ihren Bereitstellungsraum nördlich von Lampedusa verlassen und liefen um das Westkap der Insel herum in Richtung Südwesten.

Ungewöhnliches – das ferne Dröhnen von Düsenmaschinen – war Tage später mitten in der Nacht zu hören. Amerikanische „F-111“-Maschinen, so erfuhren auch die Lampeduser aus den Radionachrichten, hatten die libysche Hauptstadt Tripolis und das Hauptquartier Gaddafis angegriffen.

Dann, am 15. April um 17.10 Uhr, knapp 14 Stunden nach dem Bombardement von Tripolis, war Lampedusa an der Reihe. Zwei Druckwellen fegten über die Insel. Italienische Soldaten riegelten die Straße zum Insel-Flugplatz ab.

Die resolute Angela, Wirtin des Restaurants „da Nicola“, erinnert sich an zwei „esplosioni fortissimi“. Angela: „Sie kamen im Abstand von nur zwei Sekunden von der Karnickelbucht. ‚Wir sind nahe bei den Amerikanern‘, dachte ich mir, ‚wenn sie die bombardieren, bombardieren sie auch uns.‘“ Dann meldete Radio Tripolis, libysche Raketen hätten auf Lampedusa eine Abhör- und Radarstation vernichtet, die den Angriff der F-111-Bomber gesteuert habe.

Offenkundig falsch war die Behauptung, die US-Station sei nur noch ein Krater. Die elektronische Großanlage steht noch immer auf einem über 100 Meter hohen, lotrecht ins Meer abfallenden Kliff westlich der Karnickelbucht. Von dem Plateau aus vermittelt die Anlage das Bild einer Weltraumstation, aus der eine 50 Meter hohe Gittermastantenne in den Himmel ragt.

Mittags, wenn die Sonne senkrecht über der Antenne steht, scheint sie in der hitzeflimmernden Luft zu schweben.

Am Torgitter ist mit blauen Großbuchstaben die Bezeichnung „NATO BASE“ angebracht. Dahinter, am Beginn der Zufahrt auf den Berg, sollen Betonblöcke einen Angriff von Terroristen, womöglich mit Autobomben à la Beirut, verhindern.

Im Grunde, meint US-Leutnant Ernest del Buono, Kommandant der Station, seien die Vorsichtsmaßnahmen bedauerlich. Letztes Jahr noch sei die Antennenanlage eine Touristenattraktion gewesen, nun aber habe die Terroristenabwehr mit Zaun und Sandsäcken Vorrang.

Den Verdacht der Libyer, er befähige ein Abhörzentrum, weist del Buono zurück. In Wirklichkeit, behauptet er, diene die Konstruktion nur zur Ausstrahlung von Positionssignalen, mit deren Hilfe die Schiffe im südlichen Mittelmeer „leichter navigieren“ könnten.

Insgesamt gebe es drei Dutzend der sogenannten Loran („long range aid to navigation“)-Funkfeuer, die von der US-Küstenwache unterhalten würden. Von Raketeneinschlägen will der junge Leutnant im olivgrünen Drillich nichts gehört haben – weil er gerade seinen Mittagschlaf genommen habe.

Dabei schlugen die Raketen vom sowjetischen Typ „Scud-B“ mit ihren jeweils 850 Kilo schweren Sprengköpfen nur 3000 Meter vor dem Felsenriff ins Meer, knapp an der äußersten Reichweite der Scud-B von 300 Kilometern.

Seitdem hat sich die Raketenangst tief in das Gemüt der Insulaner eingegraben, sieht man von Leutnant del Buono ab. Vincenzo Perez, Vormann auf dem 100-Tonnen-Trawler „Isabelle“, demonstriert, welche Folgen es gehabt hätte, wenn die Projektile im Hafen des Inseldorfes an der Ostspitze von Lampedusa eingeschlagen wären. „Platt, hier wäre alles platt“, sagt er und drückt zur Demonstration die Hände wie Motorkolben nach unten. „Lampedusa wäre heute platt wie eine Flunder.“

In der „Isabelle“-Messe sitzt der Rest der Crew um einen Korktisch und spielt „briscola“, ein sizilianisches Kartenspiel.



„Eines Tages“, ruft einer, „wird uns Gaddafi alle in die Luft jagen.“

Nach dem Raketenüberfall im April brach in dem Hafendorf Panik aus. Angeführt von Frauen, die den Zweiten Weltkrieg noch erlebt hatten, verließ die Bevölkerung des 3700-Seelen-Fleckens ihre erdgrau verputzten Häuser und floh in die Felsengrotten an der Küste. Andere kletterten in Bunker, die den Angriff angloamerikanischer Bomber im Juni 1943 überstanden hatten. Das Dorf Lampedusa geriet damals unter eine Feuerwalze, die Bewohner aber waren schon geflohen – gewarnt durch die Bombardierung der nordwestlich von Lampedusa gelegenen Vulkaninsel Pantelleria, auf der Mussolinis Architekt Pier Luigi Nervi Flugzeughangars vom Grund eines Vulkans vorgetrieben hatte.

Mitte letzten Monats ließen das Fernsehen der RAI und des TV-Senders

Tripolis die Lampeduser auf bizarre Weise abermals am Nervenkrieg zwischen den USA und Libyen teilnehmen. Die Nachrichtensendungen, die sich auf den Insel-Bildschirmen wechselseitig überlagern, meldeten den Beginn von Raketenübungen der libyschen Marine im Golf der Syrte. Die Amerikaner schickten im Gegenzug den Träger „America“ an die Südfreie. Ein libyscher Sprecher sagte, die USA spielten mit dem Feuer und riskierten „das Leben der Menschheit“.

Die Lampeduser haben aus Erfahrung gelernt, solch globale Bekundungen zunächst einmal auf sich und ihre Existenz zu reduzieren. Die Drohung des libyschen Volksbüros in Rom, Libyen werde sich nicht von der Absicht abbringen lassen, Lampedusa zu zerstören, „solange die Insel eine Nato-Basis und wichtiges Spionage-Zentrum für die 6. Flotte“ bleibe, hängt wie ein Damoklesschwert über den Insulanern.

Ja, bekennt zum Beispiel Oreste Sanguedolce, der Besitzer eines Ausflugsboots, die Furcht vor Gaddafi sei auf der Insel überall zu spüren. „Wir können einfach nicht ausrechnen, was er nun eigentlich will. Italien, Europa oder nur die Insel?“

Weil zeitgleich mit den Manövern in der Syrte die touristische Hochsaison auf Lampedusa einsetzte, wollten die Inselbewohner diesmal nicht in die Naturhöhlen des Eilands ausweichen. Schlimm genug schon, daß nach der Raketenattacke Gaddafis die Frühlingssaison ausgefallen war, weil verschreckte Touristen 80 Prozent der Buchungen zurückgenommen hatten.

Den täglichen Flug eines schneeweißen DC-9-Jets des Alitalia-Tochterunternehmens Ati von Palermo nach Lampedusa begleiteten damals Jagdmaschinen der italienischen Luftwaffe. Und die Seeleute des Fährunternehmens Siremar gingen nur deshalb ans Bord-Tagewerk, weil der Reeder persönlich auf seinem Schiff zwischen dem sizilianischen Hafen Porto Empedocle und Lampedusa hin- und herpendelte.

Neu ist auch, daß Militär an Land gegangen ist und den Insulanern so etwas wie Sicherheit verspricht. Auf den Plastikstühlen der Bar „Moby Dick“ sitzen Soldaten, die den Cappuccino brüderlich untereinander teilen. 700 Lire pro Tasse sind für Wehrpflichtige, die nur 2000 Lire Sold pro Tag bekommen, nicht zu verkraften. Gaddafi, den sie für den einsamen Insel-Dienst fern von ihren Freundinnen verantwortlich machen, ist für sie ein „colonello bla-bla“ und ein „stronzo“, ein Scheißkerl.

Daß Lampedusa der Libyen nächstgelegene Punkt Europas ist, scheint nun



Insel-Flüchtlinge in Felsengrotte*: Angst vor „colonello bla-bla“

* Nach dem libyschen Raketenangriff vom 15. April.



Amerikanische Radarstation auf Lampedusa: „Spionagezentrum für die 6. Flotte“

aber manche der Touristen erst so richtig auf die Insel scharfzumachen.

Im Büro der Siremar am Hafen kann sich der Fähragent Sebastiano Strazzera das Phänomen einer 20prozentigen Zunahme an Passagieren nicht anders erklären. Allerdings: Um die Raketenangst furchtsamer Touristen zu dämpfen, subventioniert das römische Handelsmarine-Ministerium die Fahrpreise. Nach der Scud-Attacke wurden sie um die Hälfte herabgesetzt.

Auch Flugkapitän Giuseppe Baracchi, der seine DC-9 mit jaulender Schubumkehr auf der nur 1800 Meter langen Piste bremsen muß, kann sich über die Belegung der Maschine nicht beklagen. „Das Raketen-Business“, meint er, „macht sich für die Insel noch bezahlt.“ Neu angekommene Touristen scheint der Landeanflug knapp über dem Meer mehr zu ängstigen als der Raketenschütze Gaddafi. Paolo Lozzi, Röntgenarzt in Rom, erwartet wegen Italiens jüngster Regierungskrise keine Gefahr aus dem Süden. „Gaddafi“, meint er, „greift kein Land an, das ohne Regierung ist.“

Auch Lampedusas kommunistischer Bürgermeister, Giovanni Fragapane, 43, hält die Bedrohung, wenigstens den Sommer über, für gebannt. Auf dem Höhepunkt der Manöver in der Syrte flog Fragapane, der sich der Reihenfolge nach als „Pazifist und Kommunist“ bezeichnet, nach Palermo zu Gesprächen mit der Regionalregierung. Doch was wie Feigheit vor dem Feind aussah, war eine Demonstration der Lässigkeit, mit der Fragapane Entwarnung für die Insel im Schatten der Scuds geben wollte.

Um einem „Massenkoller und dem Abgleiten in eine depressive Grundhaltung“ zu wehren, hatte Fragapane gleich nach dem Scud-Angriff mobilgemacht. Die Insulaner demonstrierten auf der Piazza mit Spruchbändern, auf denen sie mahnten: „USA und Libyen – tragt euren Krieg bei euch aus“, und: „Wenn zwei sich streiten, stirbt der dritte“.

Fragapanes Insel-Kommunisten gewannen dank der Scud-Attacke Zulauf, da es die Mächtigen in Rom nicht für notwendig erachteten, am Tag nach der Attacke per Anruf beim Bürgermeister Solidarität und Mitgefühl mit den Insulanern auszudrücken.

Verteidigungsminister Spadolini besuchte zwar die Insel, und auch das nur für 30 Minuten und zwei Tassen Milchkaffee. Fragapane dagegen kam mit einem Erfolg von einem „Kongreß des Friedens“ auf Malta zurück: an Bord des Trawlers „Madonna di alta mare II“, den die Libyer nach einem versehentlichen Überqueren der sogenannten Todeslinie in der Syrte beschlagnahmt, nun aber überraschend freigegeben hatten.

Für Fragapane war das schon der zweite Coup. Zuvor war es ihm gelungen, die Forderung nach einer Entmachtung von Leutnant del Buono auf der Nato-Basis durchzusetzen. Die Amerikaner sind zwar noch immer da, doch formell führt nun ein Italiener im Rang eines Obersten die Peilgeschäfte.

ÖSTERREICH

Zwielicht der Großstadt

Er kämpfte für den Wiener Weinort Grinzing – und mobilisierte dafür Franz Josef Strauß, Ronald Reagan und den Papst. Doch jetzt mußte Heurigen-Wirt Hengl ins Gefängnis.

Zwei Jahrzehnte lang fühlte er sich als Retter des Wiener Weinorts Grinzing. Seine Photos zeigten ihn abwechselnd mit Sophia Loren, dem schwedischen Königspaar oder dem Glatzkopf Telly Savalas. „Ich hole die ganze Welt zu mir“, jubelte er in feuchtfröhlicher Stimmung, also fast jeden Abend.

Nun kann der Grinzinger Heurigen-Wirt Franz Hengl allenfalls seinen An-

walt holen. Denn seit einem Monat sitzt er als Untersuchungshäftling im Gefängnis. Vorgeworfen werden ihm schwerer Betrug und Konkursvergehen.

Ein neuer Skandal der „Skandalrepublik“ Österreich (SPIEGEL 35/1985)? Kaum. Eher ein „Dorfdrama im Zwielicht der Großstadt“ („Die Presse“), wo Honoratioren und Schlitzohren sehr oft identisch sind.

Hengls Liebe gehörte von Anfang an nicht der vielgerühmten Wienerstadt, sondern deren weinseliger Peripherie. Der Sproß einer angeblich uralten Hau-erfamilie wollte sein Grinzing so renoviert wissen, wie es anno 1114 ausgesehen hatte, als dort noch der Edle Grimizo samt Nachkommen Gründsing lebte.

An der Spitze seiner „Los von Wien“-Bewegung kämpfte er für jeden Rebstock und gegen jeden Neubau. „Wenn Grinzing weiter verbaut wird, sprengt es in die Luft“, drohte er. Als neue Wohnblöcke (Hengl: „Schandflecke“) bewilligt wurden, bestieg er einen Bagger und schüttete die Baugrube zu. Und als die Polizei ein Verbot der Schrammelmusik ab 22 Uhr erwo, sprach er schlichtweg von „Krieg“.

Selbst die unpassendsten Gesänge, etwa „O, wie ist es am Rhein so schön“, seien lediglich ortsüblicher Lärm, an den sich die ohnehin unerwünschten Zuzügler wohl oder übel gewöhnen müßten. Hengl: „Wenn sich einer sein Haus neben einer Kirche baut, muß er auch damit rechnen, daß die Glocken läuten.“

Seinen stärksten Coup startete der militante Wirt im Herbst 1976 mit der Gründung der „Vereinigung der Freunde Grinzings“, die sich das durchaus honorige Ziel setzte, „Grinzing als Weinort so zu erhalten, wie es immer



Heurigen-Wirt Hengl, Hannelore Kohl
„Ich hole die ganze Welt zu mir“